

(Nachdruck verboten.)

451

Esther Waters.

Roman von George Moore.

In diesem Augenblick ward Esther der Gedanke, daß er nun das Kind sehen sollte, wieder ganz verhaft, und wie um ihm zu zeigen, daß das Kind ihr allein gehörte, presste sie es in ihre Arme, ohne ein Wort zu William zu sagen. Und rasch befragte sie das Kind über tausend Dinge, von denen William nichts wissen konnte.

William stand da, blickte zärtlich auf seinen Sohn herab und wartete, daß Esther ihn ihm zuführen sollte. Aber Mutter und Kind waren beide so froh, einander wieder zu haben, und so ineinander vertieft, daß sie den elegant gekleideten Herrn neben sich für den Augenblick völlig vergaßen. Plötzlich blickte der Knabe ihn an, und Esther schämte sich nun ihrer eignen Grausamkeit.

„Zackie,“ sagte sie, „weißt Du, wer dieser Herr ist, der Dich besuchen kommt?“

„Nein.“

Sie wollte nicht, daß Zackie seinen Vater lieben sollte, aber in diesem Augenblick that William ihr dennoch leid.

„Ich bin Dein Vater,“ sagte William.

„Nein, das sind Sie nicht; ich habe keinen Vater.“

„Woher weißt Du das, Zackie?“

„Mutter hat mir erzählt, daß mein Vater starb, bevor ich geboren wurde.“

„Aber Mutter kann sich irren.“

„Wenn mein Vater nicht gestorben wäre, bevor ich geboren war, so hätte er uns doch schon einmal besucht. Komm, Mutter, komm zum Thee. Mrs. Lewis bäckt Kuchen, die werden verbrennen, wenn wir hier stehen bleiben.“

„Ja, Liebchen; aber was der Herr da sagt, ist doch wahr; er ist Dein Vater.“

Zackie schwieg, und Esther sagte:

„Ich habe Dir gesagt, daß Dein Vater tot ist; aber ich habe mich eben geirrt.“

„Willst Du mir nicht die Hand geben und mit mir gehen?“

„Nein, danke, ich gehe immer mit Mutter.“

„So ist er immer mit Fremden,“ sagte Esther, „das ist nur Schüchternheit. Laß ihn nur zufrieden, dann wird er schon von selbst kommen und mit Dir reden.“

Sie gingen an einer langen Reihe kleiner Häuser entlang. Jedes hatte seinen kleinen Garten, und die gelben, großen Kronen der Sonnenblumen hingen über die niederen Zäune hinüber. Eines dieser Gärtchen betraten sie, und am Fenster des Häuschens sah man das große, breite Gesicht der Mrs. Lewis. Einen Augenblick später stand sie schon an der Thür, um ihre Gäste willkommen zu heißen, aber ihr geschwätziger Willkommengruß wurde mitten im Besten unterbrochen, als sie William erblickte. Sie trat respektvoll zurück vor seiner eleganten Erscheinung, und erst als sie alle in der Küche waren, sagte Esther:

„Dies ist Zackies Vater.“

„Was? Ach! ich dachte schon — aber natürlich, wir freuen uns sehr, Sie zu sehen.“ Dann bemerkte sie die goldene Kette, die über seiner Weste hing, den eleganten Zuschnitt seiner Kleider und den ganzen Hauch von Wohlhabenheit, der über seiner Person lag, und ihr Willkommengruß wurde förmlich erregt.

„O, mein Herr, wir freuen uns sehr, natürlich freuen wir uns sehr, Sie zu sehen; bitte, wollen Sie sich nicht setzen?“

Sie wuschte einen Stuhl mit ihrer Schürze ab und reichte ihn ihm hin; dann wandte sie sich zu Esther und sagte:

„Setz' Du Dich auch hin, Liebchen, der Thee ist sogleich fertig.“

Und nun, obwohl mit dem Bereiten des Thees und Kochens beschäftigt, sprach sie mit fröhlicher Lebendigkeit weiter.

„Ich hoffe, mein Herr,“ sagte sie, „daß wir ihn zu Ihrer Zufriedenheit erzogen haben; wir haben wenigstens gethan, was wir konnten. Und es ist ein lieber Junge. Manchmal find wir ja ein bißchen eifersüchtig aufeinander gewesen — ineinander —, aber wir haben ihn trotzdem nicht verzogen.

Ich will ihn ja gewiß nicht loben; aber es ist ein so netter, artiger Junge, wie man sich nur einen wünschen kann. Vielleicht ein bißchen eigensinnig, aber das ist auch sein einziger Fehler, und ich muß es doch wissen, denn ich habe ihn gehabt, seit er ein Baby von zwei Monaten war. Zackie, mein Liebchen, warum gehst Du nicht zu Deinem Vater?“

Zackie, ein für sein Alter großer Junge, stand neben dem Stuhl seiner Mutter und schlängelte seine dünnen Beine in einiger Verlegenheit hin und her. Sein dunkles Haar fiel in dicken, schweren Locken auf sein kleines Gesicht herab, und unter dem Schutze dieser Locken blickten seine großen, leuchtenden Augen schau nach seinem Vater hinüber. Mrs. Lewis sagte ihm, er solle den Finger aus dem Munde nehmen, und er ließ sich auch bereden, zu William hinüber zu gehen. — Er sagte zuerst gar nichts, aber er gestattete es, daß William ihn nahm und auf das Knie hob. Dann — mit immer noch verlegen zu Boden gesenkten Blicken — begann er plötzlich, aber sehr vertraulich:

„Sind Sie denn wirklich mein Vater?“

Mit dieser Frage erhob er die Augen und blickte William fest ins Gesicht.

„Ja, ja, Zackie, das bin ich; ich bin Dein Vater; gefalle ich Dir nicht? Aber ich glaube, Du sagtest, Du wolltest gar keinen Vater haben?“

Auf diese Frage gab Zackie keine Antwort. Nach einem kurzen Nachdenken sagte er:

„Wenn Sie mein Vater sind — warum sind Sie denn früher nie zu uns gekommen?“

William blickte zu Esther hinüber, die wiederum ihrerseits Mrs. Lewis ansah.

„O! das ist eine lange Geschichte, Zackie; ich war weit, weit fort in fremden Ländern.“

Zackie sah aus, als ob er gern einen Bericht über die ferneren Länder gehört hätte, und William wartete auf die Frage, die schon auf des Kindes Lippen zu zittern schien. Statt dessen aber wandte er sich plötzlich zu Mrs. Lewis und sagte:

„Die Kuchen sind doch nicht verbrannt, wie? Ich bin ihnen entgegengelassen, so schnell ich nur konnte.“

Diese kindliche Frage erregte ein allgemeines Gelächter, und so verging ein unangenehmer Moment schnell und ohne weitere Folgen. Mrs. Lewis stellte die Schlüssel mit den Kuchen auf den Tisch und schenkte den Thee ein. Thür und Fenster des kleinen Häuschens standen offen, und das blasse Dämmerlicht erhellte gerade nur noch den Theetisch, an dem die Mutter mit zärtlicher Besorgnis ihren Sohn beobachtete, dessen kleine Gewohnheiten ihr alle so vertraut waren, und an dem der Vater ihr gegenüber mit freudiger Neugierde den Knaben betrachtete, entzückt über jedes Wort und jeden Blick des Kindes, die ihm alle ganz wunderbar und erstaunlich erschienen. Zackie saß zwischen den beiden Frauen. Er schien zu begreifen, daß dies eine Gelegenheit war, bei der er so viele Theekuchen essen konnte, wie er nur wollte; und während er ab, verließen seine Augen keinen Augenblick den Teller, und bevor er noch das eine Stück beendet hatte, wußte er schon, welches Stück er sich nächster nehmen wollte. Es wurde nur wenig gesprochen; nur einige Bemerkungen fielen über das schöne Wetter und Anerbietungen einer zweiten Tasse Thee. Allmählich begann Mrs. Lewis einzusehen, daß das Paar noch vieles auf dem Herzen hatte, worüber es sich aussprechen mußte, und daß es besser wäre, wenn sie von der Wildflähe verschwände. Sie setzte darum ihren Hut auf und nahm ihr Tuch von dem Kleiderbaken herab. Sie sagte, sie hätte versprochen, zu einer Nachbarin heranzukommen, würde aber sicher nicht länger als eine halbe Stunde fortbleiben, und bat sie, in ihrer Abwesenheit auf das Haus zu achten. William hörte ihr zu und dachte dabei schon darüber nach, was er nun zu Esther sagen wollte, wenn die Frau fort war.

Er fing mit folgender Bemerkung an:

„Unser Junge ist ein reizender, kleiner Kerl, und ich kann sehen, daß Du ihm eine gute Mutter gewesen bist. Hätte ich nur etwas von alledem gewußt!“

„Was nützt es, jetzt darüber zu sprechen? Geschehenes ist eben geschehen.“

Die Thür des Hauses stand offen wie vorher, und sie konnten den Kleinen sehen, wie er sich jetzt draußen auf dem Gartengitter schaukelte. Es war ein stiller Abend, und die

Wenigen Vorübergehenden flogen vorbei wie Schatten; sowohl Vater wie Mutter hielten ihre Augen fest auf die kleine, schaukelnde Gestalt geheftet. Keiner von beiden konnte das erste Wort finden, denn beide fühlten, daß dies ein entscheidungsschwerer Augenblick in ihrem Leben sei. Endlich sagte William:

„Eine Ehe ist eigentlich gar keine Ehe, wenn man keine Kinder hat.“

„Hat Deine Frau keine Kinder gehabt?“

„D nein. Und ich glaube auch nicht, daß ich mir je was aus Kindern mache, bevor ich von Dir höre, daß ich eins habe. Ich glaube, so aufgeregter wie in dem Augenblick war ich nicht mal damals, wo ich beim Goodwood den „Feldmarschall“, auf den ich vierzig zu eins gesetzt hatte, über 'ne halbe Pferdellänge gewinnen sah! Nein, ich kann gar nicht beschreiben, was ich fühlte, als Du mir sagtest, daß ich ein Kind habe, ich war ganz wie benommen und habe die ganze Zeit über an nichts andres mehr denken können.“

„Ich habe das Kind geboren und erzogen, ich habe ihn aufwachsen sehen, und er liebt mich, und ich würde mein Leben für ihn hingeben, aber ich verstehe nicht, wie Du, der Du ihn niemals gesehen hast, Dir so viel aus ihm machen kannst!“

„Ja, siehst Du, es ist mir noch eben so neu; ich stelle mir die ganze Vergangenheit so vor und bilde mir ein, daß ich ihn in meiner Weise ebenso lieb habe, wie Du in Deiner! Großer Gott! Wenn ich von seiner Existenz gewußt hätte, hätte ich meine Frau längst verlassen.“

„Das wäre sehr unrecht gewesen; ich hoffe, Du wirst bald zu ihr zurückgehen.“

„Zu ihr zurück? Sie lebt ja mit 'nem andern!“

„Das weißt Du doch nicht gewiß.“

„Ich weiß nichts gewiß; ich habe mir gar nicht die Mühe genommen, danach zu sehen; aber es schmerzt mich, daß Du immer sagst, ich solle wieder zu ihr zurückgehen; meinst Du also, daß Du nichts mehr mit mir zu schaffen haben willst?“

„Nein, mit einem verheirateten Mann will ich nichts zu thun haben.“

„Ich kann mich ja scheiden lassen.“

„Du thätest besser, zu Deiner Frau zurückzugehen. Einmal verheiratet, immer verheiratet; so denke ich.“

„Das thut mir leid, Esther, daß Du das sagst; Du meinst also, daß ein Mann, der so schlecht behandelt worden ist, wie ich, doch noch bei seiner Frau bleiben muß?“

Esther vermied es, hierauf direkt zu antworten, und man sprach über die Untreue der Männer und die Treue der Frauen so lange, bis William plötzlich daran dachte, daß Mrs. Lewis gesagt hatte, sie würde in einer halben Stunde zurück sein, und daß diese halbe Stunde längst schon vorüber sei.

„Wir kommen nicht vorwärts, wenn wir so viel über diese Sache sprechen“, unterbrach er sie. „Nach dem heutigen Abend aber, meine ich, können wir einander nicht mehr ruhig adieu sagen auf Nimmerwiedersehen.“

„Warum denn nicht? Was bin ich Dir? Du hast ja eine Frau! Du kannst ruhig Deinen Weg gehen und mich den meinen gehen lassen.“

„Und das Kind? Für das Kind will und muß ich doch etwas thun.“

„Das kannst Du ja thun, ohne mich dabei zu verderben.“

„Dich verderben, Esther?“

„Ja, mich verderben; oder glaubst Du vielleicht, daß ich meinen guten Ruf verlieren will, indem ich mit einem verheirateten Manne verkehre? Du hast mir schon Schaden genug gethan und solltest Dich schämen, noch mehr thun zu wollen; Du kannst den Unterricht des Kindes bezahlen, meinetwegen auch seine Pension; aber Du mußt Dir nicht einbilden, daß Du dadurch mich gleich wieder bekommst.“

„Meinst Du das im Ernst, Esther?“

„Ja; auf der Stelle, wo ich bin, ist's nicht erlaubt, daß Männer einem nachlaufen, und Du bist ein verheirateter Mann; ich will nicht, daß Du mir nachgehst.“

„Und wenn ich mich scheiden lasse?“

„Wenn Du Dich scheiden läßt?! Ja, ich weiß nicht, wie es dann wird. — Aber hier kommt ja Mrs. Lewis, sie zankt Jackie, weil er sich auf dem Gitter schaukelt; man hat ihm das wohl schon fünfzigmal verboten. Und es ist spät, ich muß nach Hause.“

Esther klagte, daß sie zu lange geblieben seien und daß sie zu spät nach Hause kommen würde. Seine Fragen bezüglich Jackies behandelte sie mit Gleichgültigkeit. Er konnte ihr ja schreiben, wenn er ihr etwas Besonderes mitzuteilen hätte, aber nie im Leben würde es ihr einfallen, mit einem verheirateten Mann Beziehungen zu unterhalten.

Vor ihrer Hausthür nahmen sie Abschied voneinander. William schien sehr niedergeschlagen zu sein. Auch Esther war nicht glücklich, ohne daß sie eigentlich wußte, warum. Sie hatte das erreicht, was sie wollte, aber sie hatte doch keine richtige Befriedigung davon. Es war ihre Absicht gewesen, William von sich zu entfernen und ihre Heirat mit Fred zu beschleunigen. Aber eben der Gedanke an diese Heirat, die sie noch vor kurzer Zeit so sehr herbeigesehnt, wollte ihr kein Vergnügen mehr gewähren. Sie war voller Zweifel an sich und an allem. Sie hatte Fred von dem Kinde erzählt. Er hatte ihr vergeben. Nun aber fiel es ihr plötzlich ein, wie sie oft schon gehört hatte, daß Männer die Gewohnheit hätten, vor der Heirat alles zu vergeben, nach der Heirat aber bei dem ersten kleinen Zwist der Frau die vorher vergebenen Fehltritte vorzuwerfen. Ach ja, so würde es wohl auch bei ihr kommen! Sie hatte nun eben mal kein Glück im Leben, und sie wollte schon lieber überhaupt gar nicht heiraten.

Dieser Besuch in Dulwich hatte sie vollkommen verwirrt gemacht. Warum hatte sie William nicht lieber gleich fern von sich gehalten? — Sie fühlte, daß er eine gewisse Macht auf sie ausübte, und sie haßte ihn deshalb.

Wozu brauchte er das Kind zu sehen? Was ging das Kind ihn an? Sie war ganz stumm gewesen; nun würde er dem Kinde nachstellen; und mit aller Gewalt der Eifersucht tauchte die qualende Frage in ihr auf, wie William wohl dem kleinen Jackie gefiele und welchen Eindruck er auf Mrs. Lewis gemacht habe.

Endlich wurde der Wunsch, zu erfahren, was eigentlich vorgehe, unerträglich, und sie bat ihre Herrin um Erlaubnis, ausgehen zu dürfen. In ihrem Wesen dokumentierte sich wenig von ihrer inneren Aufregung, aber die scharfen Augen der Miss Rice errieten doch, daß das Leben ihres Dienstmädchens an einem kritischen Wendepunkt angelangt sei. Sie legte das Buch nieder, in welchem sie gerade las, richtete ein paar gültige, diskrete Fragen an Esther und erlaubte ihr, den Nachmittag über auszugehen.

Als Esther an dem Häuschen der Mrs. Lewis anlangte, hörte sie diese schon durch die offene Thür sagen:

„Nun mußt Du aber auch artig sein und nicht in den Garten gehen und Deinen neuen Anzug beschmutzen.“

Als Esther eintrat, war Mrs. Lewis eben damit beschäftigt, dem Knaben eine hübsche Krawatte umzubinden.

„So“, sagte sie, „nun gehst Du und setzt Dich hübsch auf den Stuhl dort, wie ein artiger Junge, und wartest, bis Dein Vater kommt.“

„Ah, da kommt ja Mütterchen!“ rief der Kleine und entwand sich Mrs. Lewis' Händen. „Sieh nur meinen schönen, neuen Anzug, Mütterchen, sieh!“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

ot. Der Geburtstag. Auguste hatte ihre vier mitgebracht und Marie ihre Jüngste und Fritz den Großen, das machte mit Luise's vieren zusammen gerade zehn. Ein Trappeln und Trappeln vom Wohnzimmer zur Küche, von der Küche den Korridor entlang nach der Schlafstube und zurück, ein Lachen und Schwätzen, und manchmal auch ein wütendes Gequarr.

Aber richtig wie in einer Kleinkinder-Bewahranstalt, lachte die Großmutter. Ein gutes glückliches Lachen, sie strahlte über das ganze Runzelgesicht, sobald eins der Enkelchen erschien.

„Zatwo! . . . zum Berrückwerden“, sagte Marie und hielt sich die Ohren zu, und heimlich zur Mutter geneigt: „Is ja auch unerhört, kommt die Guste hier vier Mann hoch; beschreiben is se grade nich, unsre liebe Schwägerin.“

„Nu laß doch man . . .“ Die alte Frau gab ihr einen Wink. „Was giebt's denn?“ fragte die liebe Schwägerin vom Fenster her, wo ihr Kuise eben den neuen Sommerhut zeigte.

„Ach nichts“, erwiderte Marie. Guste schien jedoch trotzdem irgend etwas „im Gefühl“ zu haben, sie rief nach dem Korridor hinaus: „Kinder haltet doch Ruhe, Wilhelm, tralehl' nich so! Ich bin mit der ganzen Horde gekommen. Die Kleinen konnten doch nicht allein bleiben; na und die Großen zu Hause lassen, wo Rudi Geburtstag hat?“

„Das ging nicht, das hätte Rudi übel genommen“, bestätigte Marie mit höhnischem Ernst.

„Is überhaupt ganz nett, daß man se mal so alle beisammen hat“, schmunzelte die Großmutter.

„Weniger wär' mehr!“ Marie zuckte die Achseln. „Ober soll ich vielleicht meine anderen vier auch noch rüberholen lassen? Na, ich bin nich so aufdränglich und komm gleich mit die ganze Familien-tutsche.“

Sie warf einen spöttischen Blick auf die Schwägerin, die in die Korridorhür getreten war und wieder mal Ruhe zu stiften suchte.

„Niezchen,“ warnte die Großmutter, aber auch Luifens Augen bligten auf; sie lachte glückselig.

„Du hältst sie doch alle sechs bringen sollen, die Kinder wollen auch mal Kuchen essen.“

„Aber Kinder . . .“ warnte die Großmutter zum zweiten Mal.

„Na Mama,“ s aber auch 'n Skandal. Ihre drei Jungens futtern für sechs und essen mir für bald sechs Troschen Pfannkuchen auf, und sie schenkt Rudi bloß 'ne Groschendüte.“

„Poplig,“ nickte Marie.

„Was habt Ihr denn zu lachen?“ fragte Guste und kam wieder an den Tisch zurück.

„Doch — wir lachen bloß,“ sagte Luise.

„Du setz' Dich doch mal her, damit wir 'ne halbe Stunde gemüthlich plaudern können,“ sagte die Großmutter, „s is ja zu nett, daß wir mal alle zusammen sind.“

„Ich sitz' ja schon,“ lachte Guste. „Aber Rudi is selig!“

„Wo is 'n der überhaupt?“ Luise horchte ängstlich auf.

„Er sitzt in der Küche und spielt mit dem Pferd, das Tante Marie ihm geschenkt hat,“ beruhigte Guste.

„Is denn das nicht Frigens altes Pferd, Nieze?“

„Altes Pferd?“ Nieze rechte sich: „Das is 'n sehr gutes Pferd, und mein Fritz hält sich seine Sachen; wenn da 'n neuer Schwanz rankommt, is 's wie neu.“

„Und wenn's frisch gemalt wird, merkt überhaupt keiner, daß schon drei Jahre mit gespielt ist,“ meinte Luise etwas ironisch.

„Merkt auch keiner. Mein Fritz ist sehr ordentlich.“ Marie nickte mit dem Köffel etwas hörbar gegen die Kaffeetasse: „Paß man auf, daß bis Ding nich hier gleich kaput geht. Der Rudi is sowieso so wüßig und muß immer gleich alles verhungern.“

„Mein Rudi — wüßig?“ Luise legte ihr Stück Kuchen hin: „Nu, so was!“

„Kind is Kind. Alle Kinder sind wüßig,“ beschwichtigte die Großmutter.

„Ne, meine Kinder sind nich wüßig,“ sagte Marie, „aber was macht'n der Rudi neulich? Ich will ihm was nich geben, was er haben will, da nimmt er 'n Baullösch und schmeißt'n mir nach und natürlich fliegt er ins Fenster und 'ne Scheibe is kaput.“

„Ach je, er hat'n Dir ja gar nich nachgeschmissen, er is ihm bloß aus der Hand geflogen.“ Luise kam in Eifer: „Und denn erzähl' man auch, was Deine Lotte gemacht hat; die legt ihre teure Celluloidpuppe auf den Herd, daß sie gleich in Flammen aufgeht.“

„Das hat aber nich meine Lotte gethan, das hat Deine Liese angerichtet; laß Dir man richtig erzählen.“ Marie lachte.

„Aee, Deine Lotte hat's gethan und will's auf meine Liese schieben.“ Luise sagte es sehr bestimmt.

„Na, bis is ja unerhört!“ Marie stemmte die Arme in die Seiten: „Gewöhn' doch Deine Zöhren 's Lügen ab, wie kann denn die Liese so schwindeln?“

„Dis möcht' ich Dich von Deine Lotte fragen.“

„Aber Kinder. . .“ Die Großmutter legte die Hand auf Luifens Schulter. „Kinder, des is ja doch ganz egal, alle Kinder machen mal Dummheiten und lügen mal, sie werden wohl die Puppe alle beide auf den Herd gelegt haben.“

„Des is ja meine Lotte nich eingefallen,“ rief Marie entrüstet, „meine Lotte macht niemals Dummheiten, solch zartes Kind. . .“

„Aee hör' mal, was sie macht.“ Luise sprang auf.

Vom Korridor her klang ein wildes Geheule, ein Lohwabohu von allen möglichen quietenden, weinenden, scheltenden Stimmen. Ein wilder Anäul über einander purzelnder Kinder stolperte über die Schwelle.

„Mama . . . Mama . . .“

„Mutta . . .“

„Der Rudi der haut mir . . .“

„Der Frige hat anjefangen . . .“

„Aee, Rudi reißt's Pferd de Nähne aus . . .“

„Aee Tante, 's war de Lotte . . .“

Muh—uh—uh— Ein martiniertes Gebrüll verschlang alles Weitere.

Sechs Kinderhände krallten und ballten sich um einen alten, schmutzigen, halbzerbrochenen Holzgaul.

Dann rief eine helle Mädchenstimme: „Die Lotte hat nämlich 's Pferd haben wollen, Tante Marie, und dann hat es der Rudi festgehalten, und dann hat die Lotte gehauen, und dann is die Nähne ausgerissen, und dann hat der Fritz auch gehauen, und dann . . .“

„Und Du sagst, daß mein Rudi 'n wüßiger Junge is?“ . . . Luise hatte ihren Jüngsten dem Anäul entrissen und ihre Augen funkelten vor Wut: „Da sieh' mal, wie Deine zarte Lotte dies arme Kind verhalten hat.“

„Was muß er denn so quatsch sein mit sein'n Schimmel! Und da soll sich der Fritz wohl nich totärgern, wenn er sieht, daß sein gutes Spielzeug so verhungt wird.“

„Denn hätt' er's doch behalten sollen, Herrjeses! Hab' Dir doch nich um den ollen Gaul, hat hier 'n großen Mund um so'n ollen Gaul . . .“

„Aber Luise,“ sagte die Großmutter. „Aber Mama,“ rief Marie, „da hörste 's, wie se 's macht. Immer wird se gleich ordinär, ich schenk dem Bengel 'n gutes Stück.“

„Jawoll, was Dir nich 'n Sechser kostet, und denn redste noch über Guste, daß se bloß kommt mit 'ner Troschendüte.“ Luise sah die Schwägerin herausfordernd an.

„Was hat sie?“ Auguste fuhr auf.

„Aber Luise, das hast Du ja gesagt,“ rief Marie. „Nein, bitte, lüge mir nich, Du hast wir zugetuschelt, 's war' poplig.“

„Jawohl, nachdem Du Dich drüber lustig gemacht hast, daß se herkommt, um Kuchen zu essen. Oder hast Du das etwa nich gesagt? Mama sag' mal, hat sie's gesagt?“

„Kinder vertragt Euch doch!“ sagte die Großmutter. „Setz' Dich doch, Gustchen! Marie setz' Dich doch! Es war doch so nett.“

„Ich werd' mich setzen . . .“ Auguste griff nach ihrem Hut und warf ihren Jungens die Mützen zu. „Ich gehe. Keinen Moment bleibe ich. Ich werde bei solchen Leuten bleiben, wo man sich über de Gäste lustig macht.“

„Nach' daß De raus kommst,“ rief Luise. „Mir liegt nichts an Gäste, die bloß zum Essen kommen.“

„Und gleich fünf Mann hoch!“ schrie Marie hinterher. „Jawohl, fünf Mann hoch,“ setzte Luise hinzu.

„Du laß Dich noch mal sehen! Komm ja nich wieder!“ Sie warf die Thür hinter der Schwägerin ins Schloß, dann wandte sie sich hoch aufatmend der Mutter und der Schwester zu: „So, nu is mir wosler, nu ich die los bin. Das sind überhaupt bloß die Jungens von die, die unsre Kinder verdorben haben.“

„Ja,“ nickte Marie, „natürlich nichts weiter.“

„So, nu komm, nu wollen wir Kaffee trinken. — Und Ihr geht in die Küche und seid artig.“ Sie schob die Kinder, die sich schon wieder friedlich an der Hand hielten, auf den Korridor.

„Ja, haltet Ruhe!“ rief Luise ihnen nach, „und betragt Euch, wie es sich für Kinder von anständigen Leuten gehört.“ —

— Aus der Gerichtspraxis. Süddeutsche Zeitungen berichten folgendes: In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde vom damaligen Landgerichte B. eine Zählung der im Bezirke vorhandenen Hengle vorgenommen.

Der Gemeindevorsteher v. A. berichtete: „Hengst befindet sich in diesseitiger Gemeinde keiner, mit Ausnahme des Herrn von Birck, welcher aber inzwischen gefallen ist.“

Gendarm K., der an der Straße ein großes hölzernes Kreuzig wahrgenommen hatte, das unzufallen drohte, verfaß seine hierüber erstattete Anzeige mit dem Aufdruck: „Einen sicherheitsgefährlichen Herrgott betreffend.“

Ein in den Strafakten des bayrischen ehemaligen Bezirksgerichts B. befindliches Leumunds- und Vermögenszeugnis lautete:

„Sein Leumuth ist talentvoll und betragenswert; doch lebt er in contumaciam (gemeint war Konlubinat). Vermögensverhältnisse hat derselbe keine.“ —

Litterarisches.

e. k. Marie Schade: „Arbeit.“ Roman. Berlin. Konfordia. — Der Titel des Buches erweckt Erwartungen, die getäuscht werden. Was dahinter steckt, ist eine simple Künstlergeschichte. Auf der einen Seite steht eine Frau, die sich in der Ehe mit einem ungeliebten Mann unglücklich wähnt. Dieser Gatte ist Kaufmann seines Zeichens; ein „Fayle“ nach dem Urteil der jungen Frau. Er heiratete sie, um sich mit ihrem Gelde ein wohllebendes Faulenzerdasein zu bereiten; sie nahm ihn, weil sie ein in Liebe unerfahrenes Gänsgen war. Auf der andern Seite steht ein junger Bildhauer. Natürlich ist er „schön“, dazu „genial“ und sonst ein in puncto „Umgangsformen“ etwas tollpatschiger Mensch. Die meisten Frauen sind sich, sobald sie Romane schreiben, daran gleich, daß sie die Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker in neunundneunzig von hundert Fällen als ungeschlichte, grobköpfige blondhärtige Vorlaturindividuen hinstellen. Kurz und gut: die kleine „unverstandene“ Frau und der Plastiker werden mit einander bekannt. Aus der anfänglichen Freundschaft wird im Handumdrehen Liebe — „moralische“ Liebe versteht sich. Durch Zufälligkeiten erfährt der Künstler, daß die Geliebte in zwar friedlicher, aber doch unglücklicher Ehe leben muß. Es ist also das nächste, daß er sie auffordert, mit ihm zu „verreisen“. Zu festgesetzter Stunde versällt die kleine Dame in ein Nervenfieber. Er wähnt nun, sie habe ihn bloß zum Narren gehalten, und sie konnte sich ihm, trotz allernächster Nachbarschaft, nicht verständlich machen, weil sie ja im Fieber lag. Beide bleiben also unbewußt nebeneinander, bis die Kranke gesund ist. Jetzt kommt sie selber. Im Kranksein hat zwischen den Eheleuten ein gegenseitiges Geständnis stattgefunden: daß sie sich weder aus Liebe geheiratet, noch auch als Mann und Frau geliebt haben. Sie können also ruhig auseinandergehen. Die Frau schenkt dem Eggatten ein Landgut, damit er leben kann. Arm, wie sie nun ist, kommt sie zu dem geliebten Bildhauer, um fortan in „Arbeit“ mit ihm glücklich zu sein. Es ist eine recht alt hergebrachte Geschichte und, wenn man abseht von ein paar abgegrakten Gouvernantenanstichten über Kunst und Liebe, matt wie Luifens Limonade. Schablone ist das Motiv, Schablonen sind die Menschen, schablonenhaft ist die Schreibweise. Schade — um Papier und Druckerschwärze! —

Aus dem Pflanzenleben.

cz. Fuchsen als Freilandpflanzen. Die Fuchsen gehören zu unsren beliebtesten und anspruchlosesten Zimmerpflanzen. Doch ziemlich jede Behandlung und Nichtbehandlung betrachten sie mit

stoischer Ruhe, mit steter Wachstumsfreude und außerordentlicher Bereitwilligkeit zu blühen. Oft werden Fuchsin im Sommer ins Freie, auf den Balkon, vor das Fenster, in den Garten gestellt, und gewöhnlich blühen sie in freier Luft weit üppiger als in der Stube. Jedermann wird aber seine Fuchsin im Herbst wieder in das Zimmer stellen, weil sie sonst unfehlbar im Winter draußen erfrieren würden. Unsere Fuchsin sind meistens Kreuzungen von verschiedenen Arten, die in den Bergen Mexikos, Perus und Chiles als Sträucher wachsen. Es ist nun wenig bekannt, daß einzelne Arten von Fuchsin bei uns auch im Freien überwintern, also ganz und gar als Freilandpflanzen behandelt werden können. Allerdings erfrieren die Triebe über dem Boden gänzlich, aber der Wurzelteil bleibt unverehrt und aus ihm schlagen dann im nächsten Jahre neue Schosse hervor, die im Sommer und Herbst ihre schönen Blüten entwickeln. Hauptsächlich sind zwei Arten und ein Bastard sehr widerstandsfähig gegen Kälte. Das ist die Scharlach-Fuchsie (*Fuchsia coccinea*), die auch Magellan-Fuchsie genannt wird, und die zierliche Fuchsie (*Fuchsia gracilis*), sodann die Kreuzung *Fuchsia Riccartoniana*. Besonders die *Fuchsia gracilis* eignet sich zu einem Versuche, die schöne Pflanzengattung bei uns einigermassen zu acclimatistieren. In den wärmeren Teilen Deutschlands halten sich diese Fuchsin sehr gut im Winter. Auf der Insel Mainau im Bodensee steht ein großes Beet voller Fuchsin, denen der Frost nie etwas anhaben kann. Auf der Insel Man, westlich von England, die allerdings durch ihr mildes Klima bekannt ist, erreichte eine Scharlachfuchsie die riesige Höhe von 5 Metern. Zu solchen Prachtexemplaren können sich bei uns nun allerdings die Fuchsin nicht ausbilden. Wir müssen zufrieden sein, wenn sie bei uns im Winter nicht erfrieren und im Frühjahr von neuem aus der Erde hervortreiben. In der Nordseeküste sollen die winterharten Fuchsin häufig in Bauerngärten zu finden sein. Und zwar blühen sie dort am reichsten in magerem Boden in sonniger Lage. Aber sie gedeihen selbst im Halbschatten, werden hier sehr hoch, blühen jedoch weniger üppig. Nun haben ja die Gegenden an der See weit mildere Winter, als wir im Binnenlande. Aber auch bei uns ist der Versuch mit winterharten Fuchsin nicht aussichtslos. Nur muß man die Sträucher ganz anders in den Boden pflanzen, als dies sonst geschieht. Man muß sie nämlich so tief in den Boden stecken, daß der Wurzelhals 25 Centimeter unter die Bodenoberfläche zu liegen kommt. Flach gepflanzte Fuchsin erfrieren bei uns fast ausnahmslos, selbst wenn sie gut mit Laub und Tannenreisig zugedeckt werden. Dagegen dringt der Frost doch selten so tief in die Erde, zumal wenn Bedeckungsmaterial über ihr liegt, daß er die Wurzeln einer tiefgepflanzten *Fuchsia* erreicht. Der Boden darf nicht an stehender Nässe leiden, er muß trocken sein. Ist die *Fuchsia* erst einmal durch den ersten Winter gekommen, dann erfriert sie nicht mehr so leicht. Man wird natürlich gut thun, einer solchen Pflanze einen warmen geschützten Platz in der Nähe des Hauses oder an einer Mauer anzuschreiben. Sind die Fuchsin auch als Zimmerpflanzen etwas alltägliche, weil allgemein verbreitete Pflanzen, so nehmen sie sich doch als kleine Sträucher im Freien, wo sie außerdem viel stattlichere Blüten entwickeln, sehr schön aus. —

Astronomisches.

ie. Frühling meteore. Das zweite Viertel des Jahres pflegt an Sternschnuppen arm zu sein, wenigstens berühren in diesen Monaten keine eigentlichen Meteorschauer die Erdbahn. Dagegen kommen einzelne Feuerkugeln immer vor und geben Kunde von gewissen merkwürdigen Meteorgruppen, die, ähnlich den Kometen von kurzer Umlaufzeit, in Bahnen mit geringer Neigung gegen die Ebene der Erdbahn die Sonne umkreisen. Würden sich mehr Menschen auf der Erde mit der sorgfältigen Beobachtung von Meteoriten abgeben, so würde man wahrscheinlich schon einige dieser Meteorgruppen in ihrer Beschaffenheit und Bewegung genauer kennen gelernt haben, so aber werden die Massen, die sich von Zeit zu Zeit aus ihnen lösen und in das Luftmeer der Erde geraten, nur gelegentlich in ihrem Aufleuchten wahrgenommen. Jedes Jahr fügt aber wenigstens etwas zu unsrer Kenntnis von diesen strahlenden Besuchern der Erde hinzu. Wer überhaupt ein Meteor zu beobachten versteht, wozu vor allen Dingen die genaue Feststellung der von der Feuerkugel beschriebenen Bahn gehört, der kann, auch ohne gerade Astronom von Beruf zu sein, wertvolle Beiträge zur Förderung der Himmelskunde liefern. Der beste Kenner der Meteore, Professor Denning, hat jetzt die Angaben von mehr als 100 Meteoriten zusammengestellt, die im Lauf der letzten zehn Jahre während der Frühlingsmonate beobachtet worden sind, und hat gefunden, daß diese Himmelserscheinungen am häufigsten in folgende Zeiten fallen: 1. bis 5., 8. bis 12., 19. bis 22. April; 2. bis 6., 11. bis 16., 24. bis 28. Mai; 8. bis 10. Juni. Man kann noch genauere Ratsschläge für das Studium von Meteoriten in diesen Monaten geben. In den ersten drei Stunden nach Sonnenuntergang ist die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Meteoriten größer, als in den späteren Nachtstunden. In den Tagen vom 19. bis 22. April sehe man nach der Himmelsgegend, wo das Sternbild der Leier steht; der Mond wird in dieser Zeit die Beobachtungen nur wenig stören. Auch für die Tage des 8. bis 10. Juni ist das Fehlen des Mondschleiers in den Abendstunden der Meteorforschung günstig. Immerhin kann man auch an den Abenden der anderen bezeichneten Tage nach Sternschnuppen ausschauen, weil diese, wenn auch vereinzelt, dann doch so glänzend auftreten, daß sie scheinbar auch den Mond in Schatten sehen. Denning hat zuweilen Meteore von so erstaunlicher Helligkeit beobachtet, daß sie selbst bei fast vollem Mond-

schein durch ihren Glanz besondere Schatten warfen. Im April pflegen schöne Meteore auch aus den Sternbildern der Jungfrau und der Waage zu kommen, im Mai aus denen der Schlange, des Skorpions und des Schlangenträgers, im Juni aus der Himmelsgegend des Skorpions. In der Regel bewegen sich die Feuerkugeln in diesen Monaten sehr langsam und in langer Bahn über den Himmel und gehen meist von Punkten in der Nähe des Horizonts aus. —

Bergbau.

— Der Gold- und Antimonbergbau in der Niederen Tatra wird nach Professor Dr. Partsch bei dem Dorfe Magurta, unweit des Bades Jelesno, betrieben. Im Granit des Hauptammes treten drei Quarzgänge mit Antimonerz auf, in dessen Nähe auch der Goldgehalt am reichsten zu sein pflegt. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden diese Erze ausgebeutet, und zwar, wie am Krivan und an andren Stellen, lange Zeit von deutschen Bergleuten. Deutsch sind heute noch die Namen der Stollen, die technischen Ausdrücke und der Bergmannsgruß „Glück auf“. Sonst herrscht durchaus das slowakische Idiom der Slowaken vor, die jetzt die Arbeiten ausführen. Die Gruben öffnen sich in einem Höhengürtel von 1100 bis 1400 Meter in den steilen Thalschluchten, die bei Magurta den Berghang gliedern. Das Ergebnis war im Vergleich zu den Aufwendungen nur so lange befriedigend, als der Preis für das Antimon, das namentlich als Letternmaterial geschätzt wurde, ein hoher blieb. Mit dem Sinken der Preise und der gleichzeitigen Verteuerung des Holzes gestaltete sich der Bergbau indes ziemlich unlohnend. Die Goldförderung giebt dabei nicht den Ausschlag, da sie sich nur auf ein Pfund im Monat beläuft, also in keinem Verhältnis zu den Kosten für die 180 Mann starke Belegschaft steht, von andren Dingen ganz abgesehen. Immerhin verdankt man dem Bergbau die einzige wirklich gute Straße, welche Magurta und Jelesno über Luzna mit der großen Thalstraße nach Rosenberg oder Rozsahegy am Fuße des aussichtsreichen Choc verbindet. —

(„Globus“.)

Technisches.

y. Anfeuchter für Bureauzwecke. Das Anfeuchten der Couverts, Marken etc. kann nicht unweissentlich beschleunigt und vereinfacht werden, wenn man sich dazu eines hierfür besonders konstruierten Anfeuchters bedient. Diese Vorrichtung besteht aus einem gut vernickelten Gefäß von etwa 12 Centimeter Länge, das im Innern hohl ist. Dieser Hohlraum wird durch einen verschließbaren Aufsatz mit Wasser gefüllt. Die Vorrichtung besitzt über dem Wasserraum eine mit Stoff überzogene Saugplatte, die mit Hilfe eines Dochtes, der durch ein Loch in den Wasserraum hineinreicht, ständig hoch gehalten wird. Ueber der Saugplatte ist eine bewegliche Klappe vorgezogen. Will man nun mit Hilfe dieser Vorrichtung Couverts etc. anfeuchten, so legt man den gummierten Streifen auf die feuchte Platte, drückt die federnde Klappe herunter und hat nun den Gummi gerade genügend nach gemacht, um ein gutes Kleben ohne überschüssiges Wasserauftreten zu erzielen. Da das Anfeuchten der Marken, Couverts etc. mit dem Munde eine gesundheitlich sehr bedenkliche Unsitte ist, so hat ein derartiger Anfeuchter für Comptoirzwecke nicht nur direkt praktischen, sondern auch großen hygienischen Wert. —

Humoristisches.

— Kindermund. Besuch: „Daß Sie nicht mehr Klavier spielen?“
Hausfrau: „Der Arzt hat es mir verboten.“
Der kleine Karl: „Gelt Mama, drum hat er eine Oblate drauf geklebt.“ —
— Scherzfrage. „Wo giebt es das meiste und billigste Radium?“
Antwort: „In den Münchner Brännhäusern, da ruft alle Augenblicke jemand: Rabi um a Fünferl!“ —
— Boshafte Aufklärung. Älteres Fräulein: „Ein zu netter Mensch, der Herr Oberförster! Diesen Morgen begegnete ich ihm auf einem verbotenen Wege, gleich ging er aber ins Gebüsch, damit er mich nicht zu sehen brauchte.“
Herr: „Ja, ja, er soll sehr abergläubisch sein!“ —
(„Regendorfer Blätter.“)

Büchereinfanf.

— R. Przerma-Tejmajer: „Melancholie“. Roman. Dr. J. Marchlewski u. Co. Preis 3 M. —
— Richard v. Wurmb: „Ein Vaupeulant“. Roman. Dresden und Leipzig. Heinrich Witten. Preis 3 M. —
— G. Uszenkij: „Novellen“. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. Preis 1,50 M. —
— S. Zuskewitsch: „Die Varias“. Roman. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. Preis 2 M. —
— Karl Müller-Pohritz: „Max Burkert“. Drama. Dresden. E. Pierson. Preis 1,50 M. —
— E. Tschirikow: „Die Juden“. Drama. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. Preis 2 M. —